

# Im Takt der Nadel

In El Salvador finden junge Frauen Arbeit oft nur in einer Billig-Fabrik, einer Maquila. Das Nähen für internationale Modemarken hat einen hohen Preis: Immenses Arbeitstempo, geringer Lohn, mit 40 Jahren können viele nicht mehr. Widerstand ist riskant: Bestellte Banden bekämpfen Gewerkschafter brutal. Begegnungen mit Mutigen

VON CASPAR DOHMEN

**San Salvador** – Am Morgen ist Sonja Lara noch heilfroh. Der Geschäftsführer bietet ihr einen Job in dem Textilbetrieb, einer *Maquila*, an. Am Nachmittag jedoch schreien die Vorarbeiter plötzlich einige Näherinnen an und bewerfen sie mit Gegenständen. Was ist los, fragt Sonja Lara. Sie seien sauer, weil die Qualität nicht stimmt, erzählen ihre Kolleginnen. Aber das sei noch gar nichts: Wer seine Arbeit nicht schaffe, der müsse bisweilen zur Strafe draußen in der sengenden Sonne stehen.

Am Abend ihres ersten Tages in einer *Maquila* geht Sonja Lara verstört heim. „Ich habe mich fürchterlich erschrocken über die Arbeitsatmosphäre, aber ich brauchte das Geld“, erzählt sie. Ihr Freund ergatterte allenfalls Gelegenheitsjobs, und Sonja Lara hatte gerade mit 21 Jahren eine Tochter auf die Welt gebracht. Dann kamen die sieben Monate, die sich ihr in das Gedächtnis einbrannten.

Die junge Mutter musste täglich zwölf Stunden und am Wochenende oft 24 Stunden am Stück arbeiten – da reichte es ihr: Sie beschloss, sich gewerkschaftlich zu organisieren, trotz aller Warnungen von Kollegen. Als die Vorgesetzten Wind davon bekamen, feuerten sie Sonja Lara – wie viele andere zuvor. Mal seien es an einem Tag fünf, mal zehn, auch mal 20 Näherinnen gewesen, die ihren Job verloren.

In der nächsten *Maquila* verlangten die Chefs von ihr nach einiger Zeit den Beitritt in die gelbe Betriebsgewerkschaft, also eine vom Unternehmen selbst gegründete und kontrollierte Organisation. Lara weigerte sich und erhielt prompt die Kündigung. Sie hatte jedoch Glück. Sergio Chávez, den sie über ihre Gewerkschaftsaktivitäten kennengelernt hatte, fragte sie, ob sie ihm bei der Recherche für Studien über die Arbeitsbedingungen in den Fabriken helfen wolle. Sie schlug ein: Seit 1999 arbeiten die beiden zusammen, der ruhige, allein lebende, radikal denkende Chávez, und die mutige und melancholische Lara, die vier Kinder allein aufzieht.

Von den 6,3 Millionen Bewohnern El Salvadors arbeiten allein 70 000 in Nähbetrieben. Hergestellt werden aber auch andere Produkte wie Elektronikbauteile oder Medikamente. Die ersten Betriebe entstanden Anfang der 1980er-Jahre in neu gegründeten freien Produktionszonen, wo Firmen keine Steuern zahlen, wenn sie für den Export produzieren.

„Want to cut your Labour Costs?“, hieß es in einer der ersten Werben für US-Firmen, in denen von dem Fleiß und Können der Frauen in El Salvador die Rede war, deren Stundenlohn nur bei 33 US-Cent liege. Chávez hat die Anzeige mitgebracht. Im Land tobte damals ein blutiger Bürgerkrieg, zwischen 1979 und 1991 starben 75 000 Menschen. In Scharen strömten Leute vom Land in die Hauptstadt San Salvador auf der Suche nach Arbeit.

Sergio Chávez hatte im Jahr 1979 nach seinem Studium einen Job bei einer privaten Telefonfirma bekommen. Die Firma gehörte einem hohen Militär und entpuppte sich als inoffizielles Spionagezentrum. „Wir haben uns gewehrt und eine Gewerkschaft gegründet“, sagt er. Bald warnten ihn Freunde aus den linken Widerstandskreisen, er werde vom Geheimdienst beobachtet, sein Leben sei bedroht. Damals ermordeten rechte Todesschwadronen im Schnitt vier Gewerkschafter täglich.

**„Vermutlich waren sie bewaffnet und wollten mich in einen Hinterhalt locken.“**

Sergio Chávez floh. Ein Plakat aus dem Frederiksberg Museum erinnert Chávez heute an seine friedliche Zeit in Dänemark, wo er politisches Asyl erhalten hatte. Dort arbeitete er als Verbindungsmann für die Nationale Befreiungsfront FMLN, knüpfte Kontakte zu Politikern, Gewerkschaftern, Kirchen und europäischen Solidaritätsgruppen. Nach dem Bürgerkrieg ging er zurück in seine Heimat und arbeitete in der Volksbildung, bis ihn Ende der 90er Jahre eine US-Organisation fragte, ob er die Situation in den Textilbetrieben untersuchen wolle. Damals begann sich die breite Öffentlichkeit mehr und mehr für die Arbeitsbedingungen in den weltweiten Textilfabriken zu interessieren. Denn nach dem Fall der Mauer und der Öffnung Chinas für den Weltmarkt 1989 hatten Firmen aus dem Norden reihenweise ihre Fertigung in Niedriglohnländer verlagert.

Die Beschäftigten im Süden wehren sich jedoch zunehmend gegen Missstände. Erstmals haben nun sogar Betroffene eines Fabrikunglücks gegen ein deutsches Textilunternehmen Klage eingereicht. 260 Menschen waren am 11. September 2012 bei einem Brand in der Fabrik Ali Enterprises gestorben. Muhammad Hanif, 26, erlitt eine schwere Rauchvergiftung und leidet bis heute unter Atembeschwerden. Am Freitag hat er mit drei Angehörigen toter Kollegen in Deutschland Klage beim Landgericht Dortmund gegen den Textildiscounter KiK, den Hauptkunden der Unglücksfabrik, eingereicht. „Sie wollen endlich Gerechtigkeit“, sagt die Völkerrechtlerin Miriam Saage-Maaß. Sie ist Anwältin beim „European Center for Constitutional and Human Rights“. Das Verfahren solle

klar machen, dass transnationale Unternehmen auch für die Arbeitsbedingungen in ihren Tochter- und Zulieferbetrieben im Ausland verantwortlich sind.

Sonja Lara hat sich einige Male in Fabriken anstellen lassen, um herauszufinden, wie die Arbeitsbedingungen dort sind. Meist gesellt sie sich aber außerhalb der Fabriken unter die Näherinnen, wenn diese in ihrer Mittagspause an den Straßenständen vor den Fabriken stehen. „Ich kaufe mir etwas zu Essen, rede mit ihnen, diskutiere“, sagt sie. Wenn sich ein beidseitiges Vertrauensverhältnis ergebe, erzähle sie, dass sie Fakten über die Fabrik sammle. Solche Fakten bilden die Basis für die Arbeit vieler Organisationen. Oft arbeiten *Maquilas* für internationale Markenfirmen.

Gibt es Erfolge? „Ja“, sagt Sonja Lara, und erzählt von Einzelfällen wie der Fabrik Ocean Sky. Früher hätten Frauen dort durch Fäkalien und Keime verunreinigtes Wasser trinken müssen, heute sei es sauber. Dank des internationalen Drucks habe sich generell einiges verbessert: Nur noch selten werde jemand verprügelt, der die Vorgaben verfehle, Kinderarbeit sei fast verschwunden, und viele Fabrikanten verzichteten bei der Einstellung auf den früher obligatorischen Schwangerschaftstest. Drei zentrale Probleme seien jedoch ungelöst: Niedrige Löhne, unbezahlte Überstunden – und die brutale Behinderung der Gewerkschaftsarbeit.

Lara bekam eines Tages einen Anruf von der Sekretärin des Geschäftsführers der Fabrik, in der sie zuletzt gearbeitet hatte. Er wolle sich mit ihr abends allein treffen, wegen eines neuen Jobs.

Lara kam die Sache unheimlich vor, aber sie war auch neugierig. Sie versteckte sich mit einem Bekannten in der Nähe des Treffpunkts. Zur vereinbarten Uhrzeit sei der Geschäftsführer mit vier Männern in einem Wagen vorbeigefahren. „Vermutlich waren sie bewaffnet und wollten mich in einen Hinterhalt locken“, sagt Lara, schließlich habe sie ihre ehemaligen Kolleginnen weiter bei der Gründung einer Gewerkschaft unterstützt.

Bis heute werden Beschäftigte bedroht, die sich organisieren.

Dabei schrecken manche Fabrikbesitzer nicht einmal davor zurück, mit den gefährlichen Banden zu kooperieren. Einige Fälle haben Wissenschaftler von der Penn State University gemeinsam mit der in Washington beheimateten Arbeitsrechtsorga-



Arbeiten, manchmal bis zum Umfallen: Eine Maquila-Näherin in einer Fabrik bei San Salvador.

FOTO: VICTOR RUIZ CABALLERO/AP

**Bis heute werden Beschäftigte bedroht, die sich organisieren. Dabei schrecken manche Fabrikbesitzer in El Salvador nicht davor zurück, mit gefährlichen Banden zu kooperieren. Eine unheilige Allianz – da wurden organisierte Beschäftigte vor der Fabrik oder auf dem Heimweg mit Pistolen bedroht und aufgefordert, endlich mit der Gewerkschaftsarbeit Schluss zu machen. Andere erhielten dubiose Anrufe von Unbekannten: Man drohte, ihnen oder ihren Kindern etwas anzutun.**



Gemeinsam gegen verheerende Arbeitsbedingungen: Sonja Lara und Sergio Chávez. FOTO: CASPAR DOHMEN

sich mit der Gang über den Besuch verständig hat. Sie geht einen kleinen Gang voran über ein Rinnsal, spaziert die Dorfstraße entlang. Dort steht ein Jugendlicher, Kappe quer auf dem Kopf, tief sitzende Jeans und im Nacken eine Tätowierung: „18“. Isabel biegt ab, dann steht sie vor einem mit Wellblech bedeckten Haus mit Lehmbohlen. Bescheiden lebt eine Näherin, die seit 30 Jahren in einer *Maquila* arbeitet.

Die Frau bringt ihre fünf Kinder allein durch. Ihr Mindestlohn von 211 Dollar, der unter der Armutsgrenze liegt, reicht selten. Wenn die Kinder schlafen, sitzt sie oft noch bis tief in die Nacht an der uralten Nähmaschine und näht Kleider für Nachbarn. Trotzdem langt das Geld mitunter nicht, um die drei notwendigsten Dinge zu kaufen: Zucker, Bohnen und Mehl.

Die Arbeitsbedingungen bei Florenzi haben für Schlagzeilen gesorgt, weil Gewerkschafter sie öffentlich machten. Ein Lieferant von Puma hatte dort Aufträge hin vergeben. Das deutsche Unternehmen wusste nach eigener Aussage nichts von diesem Sublieferanten und sorgte für einen Stopp der Aufträge, als es von der Sache erfuhr. Seitdem müssen sich die Gewerkschaftsmitglieder im Betrieb jedoch harsche Kritik von ihren Kolleginnen anhören.

Ohne die Aufträge von Puma ist die Lage jetzt deutlich schlechter.

Puma kennt die Problematik mittlerweile und teilt auf Anfrage mit: Man prüfe, ob und unter welchen Umständen Aufträge an die Firma vergeben werden könnten.

„Mein Körper ist müde“, sagt Mengivar. Und dann sei da der Druck von den jüngeren Kolleginnen, „die beschimpfen mich, wenn ich zu langsam bin“. Der Zwist steckt im System: Eine Gruppe kann ihren Bonus nur erreichen, wenn alle schnell arbeiten.

**Ein Callcenter für Meldungen von Verstößen gegen das Arbeitsrecht soll helfen**

Fruglos stehen auch die Unternehmer selbst unter Druck. Anders als in den Anfangstagen des *Maquila*-Booms haben sie heute gigantische Konkurrenz aus Asien, wo die Löhne noch geringer sind und es ein noch viel größeres Heer an Arbeitswilligen gibt.

Regelmäßig schrauben Unternehmer in El Salvador die Anforderungen nach oben, erzählt Gilberto García, Betriebsrat bei der Fabrik Young One. Hier fertigen 1450 Leute Kleidung für den größten Outdoorhersteller „The North Face“. Während früher 45 Arbeiterinnen 23 Jacken produzieren mussten, sind es nun 20 Frauen, die 33 Stück fertigen sollen. Das Soll pro Stunde hat die Fabrik auf einen Schlag fast verdreifacht. Für die meisten Frauen sei spätestens mit 40 Jahren Schluss in der Textil-*Maquila*, sagt Sonja Lara. Sie können das hohe Arbeitstempo nicht mehr ertragen.

Isabel Mengivar will jedoch unbedingt noch fünf Jahre durchhalten, dann wären ihre Kinder aus dem Größten raus. Aber sie ist herzkrank und hat ein Nierenleiden, wie viele Näherinnen, die bei der Arbeit zu wenig trinken und zu selten auf die Toilette gehen. Erst gestern habe ihr die Ärztin gesagt, sie müsse sich operieren lassen, erzählt sie. „Aber das kommt nicht in Frage, ich muss doch Geld verdienen.“ Jammern ist nicht ihre Sache – sie beißt lächelnd die Zähne zusammen.

Mengivar steht im Lohngefüge der salvadorianischen Textilindustrie nicht einmal an unterster Stelle. Da sind die *Bordadoras*, Heimstickerinnen wie Ines Coella oder Maria Carmen Millendes, deren von Hornhaut überzogene Fingerkuppen von ihrer Arbeit zeugen. Zwei Dollar bekommen sie je Kleid, auf das sie bisweilen 16 Stunden lang bunte Muster sticken: Prinzessinnen, Elefanten oder Äpfel. Sie verdienen nur etwa ein Drittel von dem, was Isabel nach Hause bringt. Und wenn die Vertreterin der *Maquila* die Kleider abholt und tatsächliche oder vermeintliche Fehler beanstandet, ist es oft noch weniger.

Und was macht die Politik? Seit fünf Jahren gibt es einen linken Präsidenten, seit über einem Jahr mit Sánchez Cerén sogar einen ehemaligen Guerillakämpfer. Die Arbeitsministerin ist eine engagierte Frauenrechtlerin, und Chefinspektor für die Fabrikkontrollen ist Jorge Bolanos. Ein Mann, der wegen gewerkschaftlicher Aktivitäten von seinem früheren Arbeitgeber vor Gericht gezerrt worden ist. Anders als früher trauten sich die Leute, Arbeitsrechtsverletzungen anzuzeigen, sagt Bolanos. Etwa 19 000 Meldungen waren es in den vergangenen sieben Monaten. Zur Vereinfachung hat das Ministerium dafür ein Callcenter eingerichtet.

Doch die Lage bleibt schwierig. Seine Mitarbeiter würden häufig in den Betrieben „angefeuert“, erzählt Bolanos, müssten oft durch Mitglieder der gelben, unternehmenseigenen Gewerkschaften eine Art Spießrutenlauf absolvieren.

Gerade für junge Frauen gibt es bis heute wenig Alternativen zur *Maquila*. Sonja Laras älteste Tochter ist 21 Jahre, genauso alt wie ihre Mutter war, damals am ersten Arbeitstag in der *Maquila*. Ihre Tochter habe Englisch studiert, sagt sie stolz und wird nachdenklich: „Wenn sie Glück hat, dann bekommt sie einen Job in einem Callcenter oder einem Schnellrestaurant – das ist immer noch besser als in einer *Maquila*.“